

Über Opportunismus als emergente Eigenschaft

Auf Basis von Kelly Xi's "Opportunism as emergent property"

In einer Arbeit für die Ausstellung *Bye Bye Avondale* schrieb meine Freundin Kelly Xi über Opportunismus als emergente Eigenschaft („Opportunism as emergent property“). Der Begriff verweist auf ein parasitäres Phänomen, das sich als strukturelle Folge bestimmter Bedingungen verstehen lässt. Opportunismus entsteht dort, wo Systeme nicht geschlossen sind, wo sie Lücken, Übergänge und ungenutzte Kapazitäten ausbilden. Die Figur des Parasiten tritt hier als eine Existenzform auf, die nicht gegen diese Strukturen operiert, sondern sie als Wirt in ihren Zwischenräumen bewohnt und nutzt. Die Analogie zur Nutzung leerstehender, bereits bestehender Architektur als Kunststätten führte mich zu der Frage, ob es ein Szenario gibt, bei dem der Parasit das System, von dem er abhängt, maßgeblich verändern kann — oder ob seine Eingriffe notwendigerweise innerhalb jener Ordnung verbleiben müssen, die seine Lebensgrundlage bildet. Diese Spannung stellt weniger die Wirksamkeit parasitärer Praktiken infrage als vielmehr das Verständnis von Veränderung selbst: ob sie als Überwindung zu denken ist oder lediglich als Verschiebung innerhalb bestehender Verhältnis.

Systeme, so ließe sich mit Niklas Luhmann argumentieren, produzieren notwendigerweise ihre eigenen Ränder: Zonen des Unbestimmten, des Nicht-Regulierten, des nur partiell Integrierten.

Gerade dort entsteht Handlungsspielraum. Hier qualifiziert sich der spätkapitalistische Stadtumbau als idealer Wirt: Die Gentrifizierung produziert notwendigerweise „tote“ Intervalle — jene Zeitfenster zwischen der Vertreibung von Künstlern und der endgültigen Umwandlung in profitable Monokulturen wie Lagerhallen oder Luxuswohnraum. In diesem Stadium ist das

System anfällig für Opportunismus. Dieser ist in diesem Sinne keine Abweichung vom System, sondern eine seiner Funktionen — ein Effekt der Unvollständigkeit formaler Ordnung. So ist der Parasit kein äußerer Störfaktor, sondern ein konstitutives Moment von Beziehung. Der Parasit nimmt, zwar ohne zu geben, aber gibt gerade dadurch Anlass zur Reorganisation. Er verändert das System nicht durch Konfrontation, sondern durch Umleitung: von Energie, Aufmerksamkeit, Ressourcen. Der Parasit nimmt, ohne zu geben, und gibt gerade dadurch Anlass zur Reorganisation. Er verändert das System nicht durch Konfrontation, sondern durch Umleitung: von Energie, Aufmerksamkeit, Ressourcen. Entscheidend ist dabei, dass der Parasit nicht außerhalb des Systems steht. Seine Existenz ist vollständig an den Wirt gebunden. Er lebt von dessen Stabilität und bringt ihn zugleich aus dem Gleichgewicht. Veränderung vollzieht sich hier nicht als Bruch, sondern als Störung innerhalb bestehender Verhältnisse.

Michel de Certeau unterscheidet zwischen Strategien und Taktiken. Strategien setzen einen Ort der Macht voraus, einen Überblick, die Fähigkeit zur Planung. Taktiken hingegen operieren ohne diesen Ort. Sie nutzen Gelegenheiten, sind zeitlich begrenzt, beweglich, abhängig von den Umständen. Das Parasitäre lässt sich als eine solche Taktik verstehen. Es besitzt keine Dauer, keinen Anspruch auf Kontrolle. Seine Stärke liegt gerade in der Anpassungsfähigkeit, im situativen Gebrauch dessen, was vorhanden ist. Veränderung geschieht hier nicht durch Neugründung, sondern durch Umnutzung.

Diese Form der Veränderung bleibt zwangsläufig ambivalent. Der Parasit kann den Wirt nicht zerstören, ohne sich selbst die Grundlage zu entziehen. Seine Eingriffe sind begrenzt, reversibel, oft unsichtbar. Gerade darin liegt jedoch ihre systemische Bedeutung. Indem parasitäre Praktiken Lücken nutzen, machen sie diese Lücken sichtbar. Sie verweisen auf Überschüsse, auf

Fehlstellen, auf die Diskrepanz zwischen formaler Ordnung und tatsächlicher Nutzung. In Foucaults Sinne ließe sich sagen: Sie operieren nicht außerhalb der Macht, sondern innerhalb ihrer Mikrophysik.

Opportunismus erscheint damit weder als reine Anpassung noch als widerständige Haltung im klassischen Sinn. Er ist eine Praxis des Überlebens in instabilen Ordnungen, eine Form situativer Intelligenz, die sich nicht auf Dauer, sondern auf Momenthaftigkeit stützt. Anna Tsing beschreibt solche Praktiken als Formen des Lebens in den Ruinen des Kapitalismus: Existenzweisen, die sich nicht auf Fortschritt oder Kontrolle verlassen, sondern auf Improvisation, Koexistenz und Abhängigkeit. Der Parasit ist kein Held, kein Reformier, kein Revolutionär. Er ist ein Indikator.

Die Frage ist daher nicht, ob der Parasit das System verändern kann. Sie setzt ein zu starkes, zu lineares Verständnis von Veränderung voraus. Vielmehr zeigt das Parasitäre, dass Systeme nicht nur durch äußere Intervention, sondern durch ihre eigenen Ränder transformiert werden. Veränderung vollzieht sich hier als Verschiebung von Nutzung, Bedeutung und Wert — nicht als Bruch, sondern als Reorganisation.

In diesem Licht verliert Opportunismus seinen moralischen Beigeschmack. Er wird lesbar als strukturelle Antwort auf Unvollständigkeit. Nicht als Haltung im emphatischen Sinne, aber auch nicht als bloßes Mitlaufen. Der Parasit bewohnt das System, ohne sich mit ihm zu identifizieren.

Er akzeptiert seine Bedingungen, ohne sie zu legitimieren. Vielleicht liegt genau in dieser ambivalenten Position — abhängig, temporär, wirksam — der Keim einer anderen Vorstellung von Institution und Ordnung: einer, die nicht auf Geschlossenheit und Kontrolle basiert, sondern auf Durchlässigkeit, Aushandlung und dem produktiven Umgang mit ihren eigenen Widersprüchen.